

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 63.

Berlin, Dienstag den 27. Mai

1845.

England.

Memoiren eines Radikalen.

So heißt ein kürzlich in England erschienenen Buch, dessen Verfasser nicht etwa ein Haupt der radikalen Partei ist, sondern ein Mann aus dem Volke, ein Arbeiter, also einer von denen, deren Wohl die Bestrebungen jener im Auge haben. Aber eben darum ist es um so anziehender, weil es eine Stimme aus dem Volke, und von einem Standpunkte aus geschrieben ist, den die Memoirenschreiber gewöhnlich nicht einzunehmen pflegen. Diese Memoiren eröffnen uns einen Blick in das Treiben und die Verhältnisse der radikalen oder demokratischen Partei in England; sie geben uns namentlich über den Charakter und die Persönlichkeit derer, die zu gewissen Zeiten an ihrer Spitze standen, interessante Aufschlüsse. Die Zeit, welche sie schildern, ist die unruhige Periode von 1816 bis 1821, die so reich an Aufständen und Volksbewegungen war. Außer der Darstellung der Ereignisse und Personen aber, mit denen er in Berührung gekommen ist, scheint sich der Verfasser noch einen doppelten Zweck bei der Herausgabe seines Buches vorgesetzt zu haben: einmal wollte er sich selbst wegen seines Verhaltens bei jenen Ereignissen rechtfertigen, und zweitens seinen Standesgenossen einen Warnungs Spiegel vorhalten, der ihnen das Unnütze und Schädliche aller gewaltsamen sozialen und politischen Umwälzungsversuche zeigen und sie vor jeder Theilnahme an solchen zurückreden sollte.

Gegen Ende des europäischen Krieges arbeitete Samuel Bamford — so heißt unser Radikaler — als Seidenweber in dem Dorfe Middleton, wo er geboren ist und noch jetzt wohnt. Obgleich noch jung, war er schon als Dichter unter den Bewohnern der Nachbarschaft bekannt; er las gut und besaß eine schöne Handschrift: Talente, die für einen Menschen seines Standes nicht gewöhnlich sind. Die radikale Partei war damals damit beschäftigt, durch ganz England die sogenannten „Hampden-Klubs“ für ihre Zwecke zu bilden. Als ein solcher in Middleton organisiert wurde, wählte man Bamford zum Secretair desselben. „Die Tendenzen der Mitglieder“, sagt der Verfasser, „waren sehr gemäßig. Sie verlangten nur das allgemeine Stimmrecht, jährliche Parlamente, die Ausschließung jedes Regierungs-Beamten aus dem Unterhause und die Bildung von Wahl-Kollegien aus 20,000 männlichen Personen, die das Alter der Volljährigkeit erreicht hätten. Bald aber mischten sich Spione in unsere Reihen, welche uns durch ihre Extravaganzen zu verdächtigen und zu schaden suchten. Erst nachdem wir solche Leute und ihre Helfershelfer unter uns aufgenommen, begannen wir, an die Anwendung materieller Gewalt zu denken.“

Als die Hampden-Klubs im Lande organisiert waren, forderte Sir Francis Burdett, der damals ihr Großmeister war, sämtliche Klubs auf, Abgeordnete nach London zu senden, um eine Reform-Bill zu beraten, die dem Parlament vorgelegt werden sollte. Samuel Bamford wurde von Middleton abgefordert. Hier sah er nun mit großer Verwunderung die Hauptträdelsführer der Zeit, die in solcher Nähe ihm viel weniger groß erschienen als früher. Clarendon hat einst die Geschichte des Hofes geschrieben; Bamford ist ein radikaler Clarendon. Einige von seinen Skizzen haben vielen Wert, z. B. die des berühmten Hunt, der einige von den moralischen und alle physischen Eigenschaften des Demagogen besaß. Hunt sehen, war für einen Reformier aus der Provinz ein Ereignis.

„Ich hatte“, sagt unser Radikaler, „eine hohe Meinung von ihm gefaßt; sein erster Anblick täuschte meine Erwartung nicht; es war ein Gentleman, dessen Kleidung und Manieren diesen Titel rechtfertigten. Sein Wuchs betrug über sechs Fuß und war wohl proportionirt. Seine Züge zeigten eine elegante Regelmäßigkeit und eine gewisse Sanftmuth und Jugendlichkeit, die seinem Gesicht, wenn er sich mit seinen Freunden unterhielt, einen angenehmen Ausdruck gaben. Seine zarten Lippen zogen sich leicht zusammen, und die Beredsamkeit ihres schweigenden Ausdrucks ist in keinem Portrait, das ich kenne, erfaßt und wiedergegeben. Seine blauen oder vielmehr blaßgrauen Augen waren weder sehr klar noch sehr lebendig; aber ich bemerkte, daß ihr schläfriger Ausdruck verschwand, sobald ihn das lebendige Wort in gereizte Bewegung setzte. Dann erweiterten sie sich und schienen aus dem Kopfe hervorspringen zu wollen. Wenn er sich bis zur Wuth erhitzte, dann fing er an zu heulen; sein Gesicht wurde schwarz und schwoh auf, seine geballte Hand schlug auf, als wollte sie einen Feind in Staub verwandeln, und man bemerkte in allen seinen Gebärden den beständigen Kampf einer inneren Energie, die sich nach außen Luft zu machen suchte.“

Es scheint, daß Bamford bald nach diesem Aufenthalte in London Hauptredner des ersten Meetings wurde, welches unter freiem Himmel in Rochdale zusammenkam. Bei dieser Gelegenheit erhielt er außer „den Erfrischungen in der Herberge zur Rose“ vier Shillings für seine Mühe; aber er behauptet, daß dies das erste und einzige Mal gewesen sey, daß er für sein Auftreten in einer Reformisten-Versammlung Geld angenommen habe. Er fügt hinzu:

„Geld annehmen schien mir etwas Unwürdiges, obwohl dieser Gebrauch ziemlich allgemein geworden und mehrere meiner Freunde dies benutzten bis zu der Zeit, wo in dieser Beziehung nichts mehr zu machen war. Doch war dies ein niedriger Gebrauch, der eine Klasse von Rednern erweckte, denen das Wort zur Waare wurde; — das Geschlecht derselben ist noch jetzt nicht erloschen. Diese Leute übernehmen für Geld die Verpflichtung, zu reden; ja, Einige drängten sich in die politischen Versammlungen, ohne dazu berufen zu seyn, und verlangten dann von den Comités den Preis ihrer Reden, den man ihnen selten abschlug. Der beste Redner war der, welcher am besten die Leidenschaften zu erregen wußte; ein solcher war immer sicher, im voraus zum Sprechen aufgefordert und für seine Mühe gut bezahlt zu werden. Die größten Uebertreibungen waren nur zu oft geeignet, lärmende Volks-Manifestationen hervorzurufen; die Redner verloren dadurch an Ruf nicht. Sie gingen von Ort zu Ort, kramten ihre neuen Systeme aus und überluden sich mit Essen und Trinken auf Kosten der leichtgläubigen Menge. Mit solchen Bundesgenossen konnten wir weder eine feste äußere Haltung, noch feste Prinzipien bewahren. Die neuen Redner vermehrten sich um uns, und man entwarf eine Menge von Plänen, die von denen, welche einst die Hampden-Klubs vorgeschlagen hatten, gar sehr abwichen. Das Volk, das seine Freunde nicht von seinen Feinden zu unterscheiden wußte, ließ bald den Angebern sein Ohr Leuten, die, um sich eine Bedeutung zu verschaffen, ganz natürlich die Anstifter von Komplotten und anderen Verbrechen werden. Sehr Viele von uns vergaßen jene treffliche Maxime unseres tapferen Majors Cartwright: „Gehorhet den Befehlen.“

Bamford war so klug, einem Meeting, das im März 1816 stattfand und welches man damals mit dem Namen des „Deden-Meeting“ bezeichnete, nicht beizuwohnen. Drei- bis vierhundert Weber, deren Jeder eine wollene Decke an den Schultern befestigt und einen dicken Stock in der Hand hatte, begaben sich zu diesem Meeting, entschlossen, wie einer von ihnen sich ausdrückte, nach London zu gehen, „die Nation an die Hand zu nehmen und die Staatsschuld in Ordnung zu bringen“ (take the nation on hand and settle on the debt). Diese Schüler Cobbeits wurden von den Beamten bald zerstreut. Das Mißlingen dieser Unternehmung erregte große Unzufriedenheit bei denen, die daran Theil genommen, und wenige Tage darauf wurde Bamford eingeladen, sich ihnen anzuschließen, um an den Beamten und ihren Agenten Rache zu nehmen, indem sie aus Manchester ein neues Moskau machen wollten. Bamford zog hierüber seinen Freund, den Doktor Pealey, einen Arzt, den wir bei den folgenden Ereignissen in den vordersten Reihen figuriren sehen, zu Rathe. Beide entschieden sich zuletzt dahin, daß dies eine sehr bedenkliche Sache wäre, in die sie sich nicht einlassen könnten, ohne die Genehmigung des Major Cartwright erhalten zu haben. Sie antworteten jedoch dem an sie abgeordneten Boten, daß man auf ihre Discretion rechnen könne, und erwarteten das Ereignis in der furchtbarsten Angst. Am Abend vor dem Tage, an welchem der Brandstiftungsplan ins Werk gesetzt werden sollte, zogen sich die beiden Freunde in ein von Manchester ziemlich entferntes Dorf zurück; aber dieses Komplott scheiterte an den schlechten Anordnungen der Verschwornen und an der geringen Theilnahme, die sie selbst unter den Leuten fanden, welche ihnen zu folgen gewohnt waren. Sie entsagten darum ihrem Plane nicht. Da in Folge der Suspension der Habeas-Corpus-Akte der Wächter der Kapelle, in welcher die Patrioten von Middleton bis dahin ihre Versammlungen gehalten, sich weigerte, sie länger aufzunehmen, so mußten sie die Sache anders anfangen, um ihre Pläne zur Ausführung zu bringen: man bildete verschiedene angebliche Wohlthätigkeits- oder botanische Gesellschaften, deren nur den Eingeweihten bekannter Zweck der Brand Manchesters war. Doch die Behörde war einmal aufmerksam geworden, und die Häupter der Radikalen sahen sich genöthigt, zu fliehen. Cobbeitt ging nach Amerika, und auch Bamford und Doktor Pealey irrten einige Wochen lang von einem Versteck zum anderen umher. Als Bamford wieder nach Hause zurückgekehrt war, wurde ihm ein neuer Plan zu einem Gewaltstreiche mitgetheilt, den er aber sofort verwarf, wobei er merken ließ, daß er hinter allen diesen verabscheuungswürdigen Plänen einen Regierungs-Spion vermuthe. Noch heute ist dies seine Ansicht, die aber nicht hinreichend begründet scheint; denn dieses im Frühling des Jahres 1816 entworfene Komplott,

dessen Details und der Verfasser mittheilt, gleicht ganz dem, welches vier Jahre später Thistlewood mit seiner Bande von der Caion-Strasse auszuführen gedachte. Zwölf auserwählte Männer sollten nach London gehen und mit der Ermordung sämtlicher Minister bei einem Kabinetstiner eine allgemeine Revolution anfangen. (Schluß folgt.)

Mexiko.

Eine Reise in Mexiko.

III. Mexiko.

(Schluß.)

Die Domkirche füllt die ganze Nordseite der Plaza Mayor aus; eine der übrigen Seiten nimmt der Palast ein, der ursprünglich dem Cortez gehörte und von seinen Nachkommen an die Regierung abgetreten wurde. Später wurde er die Residenz der Vizekönige, und gegenwärtig bewohnt ihn der Präsident der Republik. Auch die Ministerien und der Gerichtshof befinden sich in diesem Palaste, der einen ungeheuren Raum bedeckt. Ein Theil desselben ist in Kasernen umgewandelt worden, und den botanischen Garten, welcher eine kostbare Sammlung von Bäumen und Pflanzen der neuen Welt enthielt, hat man fast ganz zerstört; es ist nur noch ein durch Größe und Seltenheit ausgezeichneter Baum übrig, el arbol de las manitas, der Händchen-Baum, so genannt, weil seine hochrote Blüthe einer sechsfingerigen Hand ähnelt.

Auf der Südseite der Plaza Mayor liegt ein Gefängniß und das Rathhaus. Alle diese einen gewaltigen Platz umgebenden Gebäude machen wegen ihrer geringen Höhe keine bedeutende Wirkung, doch giebt ihnen ihr einfacher und strenger Styl eine gewisse Würde. Wie alle spanischen Städte, hat auch Mexiko eine große Anzahl von Kirchen und Klöstern, welche unermessliche Reichthümer besitzen; das bedeutendste unter diesen Klöstern ist ohne Zweifel das von San Franzisko. Gegenwärtig haben die Mönche ihre Macht verloren; viele von ihnen, geborene Spanier, haben das zweite Vaterland, welches sie sich erwählt hatten, wieder verlassen müssen. Mönche und Priester, unaufhörlich von der Revolution bedroht, sehen schon mit Schrecken dem Tage entgegen, an welchem sich die weltliche Gewalt ihrer Reichthümer bemächtigen wird; deshalb scheuen sie sich auch, jenen Pomp des katholischen Gottesdienstes zu entfallen, der sonst alle kirchlichen Ceremonien begleitet; denn der steigende Geldmangel und die Schuldenlast der mexikanischen Regierung machen die Lage der Geistlichkeit von Tage zu Tage bedenklicher. Die reichen Schätze der Kirchen und Klöster werden in wenigen Jahren eine Beute der republikanischen Machthaber werden, unter dem schönen Vorwande, daß es gefährlich sey, so große Reichthümer zum Schaden des nationalen Gewerbfleißes und Handels in den Händen der Geistlichkeit zu lassen. Man hat schon die Dienste vergessen, welche die Pfarren Morellos und Hidalgo während des Freiheitskrieges geleistet haben; die Religion verliert täglich an Macht, und die Priester besitzen zu wenig Bildung und geben durch unmoralischen Lebenswandel zu häufigem Aergerniß, als daß sie die Gemüther gewinnen könnten. In Folge der Revolution hat ein affektirter Skeptizismus um sich gegriffen; die Mexikaner scheuen sich, ihre religiösen Gefühle zu bekennen, und sehen jedes äußere Zeichen von Frömmigkeit als eine nur den Weibern erlaubte Schwäche an. Hört man sie vom Katholizismus sprechen, so scheint ihnen kein Ausdruck stark genug, um ihre Verachtung zu bezeichnen; stellt man sie aber einem Priester, dem niedrigsten Mönche gegenüber, so beugen sie sich in Ehrfurcht; sie weigern sich beharrlich, die Ausübung jeder anderen Religion zu dulden; denn trotz dem, daß sie mit ihrer Ungläubigkeit prahlen, sind sie im Grunde eifrige Katholiken. Sollte die Geistlichkeit jemals politischen Einfluß erlangen, so würden sie alle vor ihr zittern. So diente z. B. bei der letzten Empörung gegen den Präsidenten Bustamante der Erzbischof von Mexiko lange Zeit als Vermittler zwischen den Empörern und der Regierung, und auf seine Verwahrung gewährte Bustamante den Rebellen einen Waffenstillstand. Die Macht der Geistlichkeit ist aber augenblicklich gebrochen, sobald eine gesetzliche Verordnung den Verkauf ihrer Güter, die Veralterung der Kirchen besetzt. Denn weder moralische Eigenschaften noch ein aufgeklärter religiöser Eifer hebt die mexikanischen Priester; ihre Macht beruht allein auf ihren Reichthümern und auf der kindischen Furcht einer Bevölkerung, welche allen alten Aberglauben, selbst bis zur Götzendienerei der Azteken, bewahrt hat.

Wenn man sich vom Mittelpunkte der Stadt entfernt, um die Vorstädte zu besuchen, so begegnet man statt der regelmäßigen Straßen, der breiten Trottoire, der fast fürstlichen Häuser, die man so eben bewundert hat, plötzlich verfallenen Gebäuden; sinkende Schmutzgrinnen sperren den Weg, die Pferde sinken bis an die Brust in einen schwarzen Kot, und auf den Unrathhaufen, welche die Plätze bedecken, heißen sich die sopilotes, die frei herumlaufenden Hunde, um die gefallenen Thiere, die man ihnen im Mittelpunkte eines bevölkerten Stadtviertels zur Beute giebt. Hier und da erhebt sich ein Kloster oder eine Kirche in diesen nur von den Lepreros bewohnten Straßen. Diese Lepreros, ein schmutziges und faules, sein Elend frech zur Schau tragendes Volk, geben den Straßen Mexiko's einen eigenthümlichen Charakter. Ungefähr zwanzigtausend in Lumpen gehüllte Lepreros irren in den Straßen der Hauptstadt umher; sie stolziren auf den besuchtesten Plätzen herum; besonders die Frauen fürchten ihre Begegnung und ihre Unverschämtheit. Diebstahl und Bettel sind die einzigen Mittel, durch die jene kaum civilisirt zu nennenden Indianer sich ihren Unterhalt zu verschaffen suchen. Doch giebt es einzelne sehr sähige und talentvolle Leute unter ihnen, aus denen man durch vernünftige Unterweisung nützliche Mitglieder der Gesellschaft bilden könnte, der sie gegenwärtig zur Plage gereichen.

Die Lepreros schnitzen mit einem bloßen Messer Figuren von außerordentlicher Vollendung aus Wachs. Diese zarten Figuren zerbrechen beim Transport, und es ist fast unmöglich, sie nach Europa zu bringen. Als die Akademie San Carlos noch bestand, leisteten die aus Mitleid aufgenommenen Indianer Beweise von einer Nachahmungsgabe, welche aufgemuntert zu werden verdiente. Jetzt sind alle öffentlichen Anstalten verlassen, und die Lepreros, von der während der spanischen Herrschaft bestehenden Aufsicht befreit, irren, sich selbst überlassen, in den Straßen umher, beleidigen die Vorübergehenden und erwarten nur das Zeichen eines Anführers, um eine neue Revolution zu beginnen. Die Regierung fürchtet ihren unruhigen Geist und läßt sie in Ruhe. Ist ein Mensch bei einer aus Trunkenheit entstandenen Schlägerei ermordet worden, so wird der Mörder selbst nicht einmal aufgesucht; was thut ein Leprero mehr oder weniger, es bleiben ihrer immer noch zu viel für die Sicherheit der Hauptstadt.

Verläßt man die Stadt, um das Dorf Guadalupe zu besuchen, so kommt man auf eine der alten, von den Azteken gebauten Kunststraßen. Der Weg ist schlecht unterhalten, und von Zeit zu Zeit gewahrt man die Trümmer einer alten Wasserleitung, welche Mexiko mit Wasser versorgte. Nach einer Stunde Weges gelangt man nach dem Dorfe Guadalupe; ein regelmäßiger, aber zum Theil von verfallenen Gebäuden umgebener Platz dient den Einwohnern und den zahlreichen Gläubigen als Markt, welche jährlich den Schutz unserer lieben Frau von Guadalupe anrufen kommen, deren Kapelle eine der Seiten des Platzes einnimmt.

Im Jahre 1531, zehn Jahre nach der Eroberung Mexiko's, kam ein Indianer, Namens Juan Diego, welcher nach der Hauptstadt ging, um sich in der katholischen Religion unterweisen zu lassen, durch Tepeyac. Die Jungfrau erschien ihm und befahl ihm, den Bischof zu benachrichtigen, daß sie an dem Fuße des Berges von Tepeyac eine Kapelle errichtet zu sehen wünsche, gerade unter dem Gipfel, auf dem ehemals ein Tempel der Erdgöttin Tonantzin gestanden habe, welche, die Menschenopfer verschmähend, nur Tauben und Zurteltauben als Opfer angenommen hatte. Juan Diego wurde vom Bischofe zurückgewiesen und begab sich wieder nach seinem Dorfe; die Jungfrau erschien ihm aber zum zweiten Male und trug ihm wieder dieselbe Botschaft auf, welche, wie die erste, verachtet wurde. Die Jungfrau zeigt sich dem Diego zum dritten Male und befiehlt ihm, auf dem dürren Felsen von Tepeyac Rosen zu holen. Juan gehorcht, kommt nach dem bischöflichen Palaste und zeigt dem Bischofe sorgfältig gepflückte und in eine grobe Leinwand eingehüllte Rosen; auf der Leinwand selbst war das göttliche Bild der Jungfrau zu sehen. Dieses ehrfurchtsvoll aufbewahrte Bild ist ein Gegenstand der Verehrung für die Mexikaner geworden, welche der Hülfe unserer lieben Frau von Guadalupe das Ende einer der längsten Ueberschwemmungen zuschreiben, von denen die Hauptstadt heimgesucht worden ist. Es stellt die Jungfrau dar in einem himmelblauen mit Sternen besäten Mantel; das Kleid ist von blauer Farbe mit goldenen Verzierungen, die Füße ruhen auf einem von einem Engel getragenen halben Monde. Das Gemälde ist abstoßend, es ist nur wegen der sich daran knüpfenden Sage bemerkenswerth. Die Kapelle unserer lieben Frau von Guadalupe besitzt einen fast fabelhaften Reichthum, die bedeutendsten Grundeigentümer haben sie mit Geschenken ausgeschmückt; Edelsteine, Gold, Silber sind von allen denen, die der Patronin von Mexiko verpflichtet zu seyn glaubten, im Ueberflusse geliefert worden. Nicht weit davon erhebt sich eine andere von einem aus dem Schiffbruch geretteten Spanier errichtete Kapelle in Gestalt eines Schiffes. Eine dritte kleinere Kapelle bedeckt eine warme Quelle, welche Heilkräfte, besonders gegen Hautkrankheiten, besitzt. Die Indianer kommen in Schaaren dahin, um ihre Heilung zu suchen, und die Mexikaner pilgern wenigstens jährlich zu unserer lieben Frau von Guadalupe.


Von der Höhe des Berges, auf dem sich ehemals der Tempel der Tonantzin erhob, genießt man eine prächtige Aussicht. Der Dom von Guadalupe, die zahlreichen Kapellen, das Innere dieser kleinen, so besetzten Stadt selbst bilden den Vordergrund des Panorama's; der Blick beherrscht die alten Seen, schweift bis nach Mexiko und wird erst von dem beschneiten Gipfel der Vulkane ober der Cordilleren begrenzt, die wie eine undurchdringliche Mauer das große Thal von Tenochtitlan umgeben.

Nachdem ich mich einige Tage in Mexiko aufgehalten hatte, mußte ich wieder an die Abreise denken. Ich wollte den Staat Guanajuato besuchen, welcher die bedeutendsten Bergwerke von Mexiko enthält, und bis nach San Juan los Lagos gehen, um mir einen Markt anzusehen, der durch seine kaufmännische Wichtigkeit meine Wissbegierde lebhaft erregte. Die Waaren Europa's werden dort gegen alle Produkte von Mexiko umgesetzt, und acht Tage lang findet man Europäer neben allerlei noch ununterworfenen Indianerstämmen. Der Markt von San Juan zeigt zugleich auch einen religiösen Charakter: die Mehrzahl der Käufer kommen als Wallfahrer dahin und ziehen um den die Kirche umgebenden Platz auf den Knien und unter grausamen Geißelungen. Sind aber die religiösen Pflichten einmal erfüllt, so überlassen sich die Pilger den größten Unordnungen. Eine unglaubliche Zügellosigkeit herrscht während dieses Marktes, auf dem alle Bewohner der Umgegend zusammenströmen; die reichen Grundbesitzer drängen sich um die Spieltische, und oft rollen die Einkünfte eines ganzen Jahres in die Kasse des Bankhalters. Wenn die Witterung günstig ist, finden sich mehr als zweihunderttausend Leute zusammen, von denen die meisten unter freiem Himmel mitten unter den Waaren und dem Vieh schlafen, denn San Juan ist nur ein kleines, den ganzen übrigen Theil des Jahres hindurch verlassenes Dorf, und die ländliche Bevölkerung, gewinn- und vergnügungssüchtig, bringt alle Zeit, welche nicht den Geschäften bestimmt ist, in einem beständigen Zaumel zu.

* Vorzügliche billige Unterhaltungs-Bibliothek. *


Wohlfleiste Anlage einer werthvollen Privat-Bibliothek. Jeder Band über 400 Seiten stark.

Bachem's
Roman-Sammlung.



Er scheint in stattlichen Octav-Bänden.
In elegant solidem Original-Band
dunkelgrün Calico mit Goldpressung

2 Mark.



Jeder Band inhaltlich und äußerlich ein abgeschlossenes Ganzes bildend, auch einzeln käuflich.

Ich finde und habe immer gefunden, daß sich ein Buch gerade vorzugsweise zu
einem Geschenk eignet. Man liest es oft, man kehrt oft dazu zurück; man nahet
sich ihm, aber nur in ausgewählten Momenten, braucht es nicht wie eine Tasse, ein Glas,
einen Hausrath in jedem gleichgültigen Moment des Lebens, und erinnert sich so immer
des Freundes im Augenblick eines würdigen Genusses. **H. v. Humboldt.**

Bachem's Roman-Sammlung. Zwei-Mark-Bände.

Der durchschlagende Erfolg, welchen die erste Serie von „Bachem's Novellen-Sammlung“ (20 Bände à 1 Mark gebunden) erzielt hat, bestimmte die unterfertigte Verlags-handlung zur Ausgabe einer Reihe von 20 doppeltstarken Bänden (à 2 Mark elegant gebunden), um eine Anzahl vorzüglicher Romane größeren Umfangs, die in den Rahmen der 1-Mark-Bände nicht passen, bringen zu können.

Für den sorgfältig gewählten Inhalt dieser 2-Mark-Bände gelten dieselben Grundsätze, welche der „Novellen-Sammlung“ die Gunst des Publicums im Auge erobert haben.

Geist- und herzanregende, poesie- und phantasiereiche, vielfach auch dem wirklichen Leben entnommene Stoffe,
Mustergültige Vollendung der Form,
Gewählte, ganz aparte Ausstattung und dabei
Sast unerreichte Billigkeit

werden der „Roman-Sammlung“ die gehoffte Anerkennung rasch erzwingen und ihre Bände in Tausende von Familien als gern gesehene Hausfreunde einziehen lassen.

Alle 2 Monate ein Band. Band 1 bis 4 sind erschienen;
Band 5 ist unter der Presse.

In den nächsten Bänden folgen (Abänderung vorbehalten):

Die Osteringen-Haldenstein. Roman von P. Ried.
Im fernen Westen. Americ. Roman von E. v. Berlepsch.
Drückende Fesseln. Roman von M. Lenzen di Sebregondi.
Durch Kampf zum Ziel. Roman von Jos. Flach.
Die Komödianten-Toni. Roman von Walter Vogel.
Feuerhand. Americ. Reise-Erlebnisse von Dr. Karl May.
Das Opfer der Ehre. Roman von P. Ried.
Sagar's Geheimniß. Americ. Roman von E. v. Berlepsch.

Köln.

Die Verlagshandlung
J. P. Bachem.

1. Band: Früher Morgen, goldener Tag.

Roman von Maria Lenzen di Sebregondi.

Der Roman beweist die überaus glückliche Sorgfalt des Verlegers für sein neues Unternehmen; um es recht volkstümlich zu machen, wählt er nur das Allerbeste. Nicht allein, daß die eigentliche Erzählung fein erfunden und tief empfunden ist, daß sie von hohem sittlichem Geiste getragen und belebt wird, sie ist auch auf das Spannendste entwickelt und gesteigert und enthält sehr zahlreiche von trefflichster Lebenskenntnis und Charakterforschung zugehende Einzelheiten, welche nur ein ganz bedeutendes schriftstellerisches Talent so glücklich und jart abgeleitet wiederzugeben vermag. Die Verfasserin führt uns zwar in die feinste Gesellschaft, in die ziemlich abgeschlossenen Kreise des alten westfälischen Adels; sie weiß aber dieselben so eingehend und liebevoll zu schildern und die einzelnen Personen so geschickt und lebendig zu charakterisieren, daß dieselben sofort unsere volle und ganze Theilnahme erwecken und festhalten. Alle einzelnen Gestalten sind lebenswahr und dabei doch originell gehalten.

(Wochen-Rundschau f. dram. Kunst, Musik u. Litt.)
Es ist kein früher Morgen, den die Bachem'sche Zwei-Mark-Roman-Bibliothek in dem Grilling ihrer Erscheinung feiert, obgleich derselbe den Namen trägt. Früher Morgen, goldener Tag. Es ist sogar ein glänzendes Werk im ersten Range, das die vielbesprochene Sammlung unter diesem Titel an dem reichbesetzten Literaturhimmel heraufführt. Maria Lenzen di Sebregondi hat in dem vorliegenden Roman ein höchst lebensvolles Gesellschaftsgemälde gezeichnet, in welchem sowohl der Gang der äußeren

Ereignisse als die psychologischen Entwicklungen das höchste Interesse bieten. (Bayr. Kurier.)

Wir müssen gestehen, daß, als wir den 422 Seiten starken Band in die Hand bekamen, unsere Erwartungen weit übertroffen wurden. Die Bachem'sche Verlagsabteilung bringt hier eine Haus- und Familien-Bibliothek auf den Markt, die, was zunächst äußere Ausstattung betrifft, geradezu prächtig ist.

(Vaterland, Wien.)

„Früher Morgen, goldener Tag“ ist wirklich ein guter Roman, spannend von Anfang bis Ende, gewandt in der Darstellung, gesund in der sich hindurchziehenden sittlich-religiösen Gefinnung. (Theolog. Vitter-Bericht.)

Der Roman behandelt die Familiengeschichte eines westfälischen Grafengeschlechtes, und man darf es der Verfasserin nachrühmen, daß sie das Local- und Gesellschafts-Colorit ausgezeichnet zu wahren wußte. Es kommt ihr dabei zu statten, daß sie eine praktische Geschicklichkeit für Detailmalereien hat und den Leser in die verborgenen Geheimnisse des geistlichen Lebens, in dessen weltliche wie in dessen pecuniäre Sorgen einzuführen versteht. Es wird so an manchen Stellen der Roman über den Standpunkt der gewöhnlichen Fabelbildung hinaus zu einem interessanten Gesellschaftsgemälde der Zeit. (Deutsches Adelsblatt.)

Die Verfasserin zeigt überall, daß sie Kei-
serin in der Charakterzeichnung, in der Schilderung der Seelenzustände und in der Darstellung
paucen der Szenen ist. (Vittivar. Handweiser.)

2. Band: Der Erbe von Weidenhof.

Roman von F. von Pelzel.

Unter dem obengenannten Titel tritt uns ein Roman entgegen, der unser hohes Interesse in Anspruch nimmt. Die Diction ist eine so gewandte, daß uns das Ganze unwillkürlich in hohem Maße fesselt. (Deutsches Adelsblatt.)

Band 1. „Früher Morgen, goldener Tag“, von Maria Lenzen di Sebregondi. Band 2. „Der Erbe von Weidenhof“, von F. v. Pelzel. Wir möchten den ersteren einen feinen Gesellschaftsroman nennen. Der zweite ist ohne Frage anregender und mannichtiger in seiner Entwicklung. Beides sind aber gediegene, gut geschriebene Romane, die unsern Lesern empfohlen werden können.

(Neue Preuss. [Kreuz.] Zeitung.)

Dieser als 2. Band aus Bachem's Roman-Sammlung erscheinende Roman bewegt sich in den höheren Gesellschaftskreisen der österreichischen Kaiserstadt. Durch das sensationelle seiner Handlung und überraschende Wendungen in derselben wird es ihm an einem das Spannende liebenden Lesepublikum nicht fehlen, zumal mannichfache Leidenschaften und Ver-

irrungen der Darstellung einen lebhaften dramatischen Impuls geben. (Schlesische Ztg.)

Gleich Anfangs tritt die Handlung in den Vordergrund, so daß der Leser mit ungetheiltem Interesse der spannenden Entwicklung folgt. Die Schattenseiten des Lebens einer Großstadt werden in höheren Kreisen anschaulich geschildert. Am Uebrigsten verweisen wir wegen der von uns oft hervorgehobenen Vorzüge der Bachem'schen Romane auf die früheren Anzeigen.

(D. Literaturbl., Gotha.)

Der erste Band des neuen Unternehmens (enthaltend den Roman „Früher Morgen, goldener Tag“ von Maria Lenzen di Sebregondi) fand bei Publicum und Presse eine durchgängig so warme Aufnahme, daß dies den Verleger zur Beschleunigung der Herstellung des zweiten Bandes veranlaßte, welcher den vorstehend genannten, gewandt geschriebenen Roman enthält. Derselbe erregt durch reiche Handlung und ungemein lebendige Schilderungen bis zu Ende anhaltende Spannung. (Magdeburger Ztg.)

Persien.

Persische Zustände.

Aus dem Briefe eines Franzosen.

Teheran, den 19. Dezember 1844.

... Was, um modern zu sprechen, die politischen und sozialen Verhältnisse Persiens betrifft, so ist mir vor allem Anderen aufgefallen, daß das halb asiatische, halb barbarische Leben, das mich hier umgibt, dem französischen im Mittelalter sehr ähnlich sieht. Man kann in der Umgegend Teherans sein Pferd nach keiner Richtung hin lenken, ohne hinter verlassenen Karavansereien und verfallenen Imanfahes (Kapellen) die Thürmchen und Zinnen eines französischen Schlosses aus dem 12ten Jahrhundert zu erblicken. Die reitende Garde des Schahs, die man Jassaul nennt, hat die ungeheuren Sättel, die Lanzen und Waffenröcke der Ritter des Mittelalters. Der Palast der Nachkommen des Khosroës ist von einem breiten Graben umgeben, über den täglich durch eine Zugbrücke, die völlig der von Vincennes gleicht, den rothgekleideten Schah und Khans der Zugang zu der „Pforte des Glückes“ eröffnet wird. Ja, alle jene glänzenden Ritterspiele, die in Europa seit sechshundert Jahren verschollen sind, Turniere und vorzüglich Falkenjagden bilden jetzt die Unterhaltungen des persischen Adels. Kurz, die Sitten der europäischen Ritterzeit wiederholen sich hier unter so vielen Formen, daß ich alles Erstes auf den Gedanken gekommen bin, es könnte jene phantastische Civilisation des Mittelalters mit ihrem Sinn für Dichtkunst, Schönheit und kriegerischen Muth ganz und gar dem Orient zur Zeit der Kreuzzüge entlehnt worden seyn. Denn die Aehnlichkeiten sind nicht nur äußerlich, sondern treten immer deutlicher hervor, je genauer man den inneren Zustand der jetzigen persischen Bevölkerung beobachtet. Eine einzige Thatsache mag Ihnen zum Beweise dafür dienen. Ich blätterte neulich aus Langweile in Mary Lafon's Geschichte des südlichen Frankreichs und traf auf folgende Stelle, die sich auf das zehnte Jahrhundert bezog: ... „Der edle Graf d'Aurillac begegnete einmal einer Menge Bauern, die mit Hab' und Gut aus ihrem Dorfe flohen, und fragte sie, wohin sie mit ihrer elenden Bagage zögen. Sie seyen Leibeigene, antworteten sie, und ihr Herr behandle sie so grausam, daß sie nicht länger unter seinem Joch leben könnten und sich nun einen milderen suchen wollten.“ Dergleichen geschieht jetzt in Persien fortwährend, und es vergeht fast keine Woche, in der nicht Thal's — so nennt man hier die leibeigenen Bauern — nächtlicher Weise entfliehen, in aller Eile ihre Lumpen auf einen Esel packen und das Gut eines minder harten und geizigen Herrn aufsuchen. Diese Auswanderungen werden in denjenigen Bezirken allgemein, welche von den Serbasen (Truppen, die auf europäische Weise disziplinirt sind) durchzogen werden. Obgleich jeder Soldat einen jährlichen Sold von sechs bis sieben Tomans (ein Toman gilt 20 Fr.) und ein Offizier 20—30 erhält, so haben doch die Kroaten nicht so arg gehaust, als die Serbasen und Topchi's. Ruinen und Aschenhaufen bezeichnen ihren Weg, denn sie brennen selbst die Wohnungen nieder. Wenn nun den Thal's von ihrem Schulzen, der hier Kalenter heißt, befohlen wird, für die Soldaten Lebensmittel in Bereitschaft zu halten, so vergraben sie rasch, was sie kostbares besitzen, und ergreifen mit ihren Familien die Flucht. Dasselbe geschieht, wenn eine außerordentliche Steuer erhoben werden soll; dann kommt es nicht selten vor, daß ganze Dorfschaften auswandern und der Mustopfi, wenn er die Abgabe einlassen will, höchstens einen hinfälligen Alten vorfindet, oder einen Fakir, der ihn um Almosen anspricht.

Es liegt am Tage, daß diese ungeheuren Mißbräuche Folgen von der Armuth des Staates und dem eingewurzelten Elende der Bevölkerung sind. Die Einkünfte Persiens erheben sich nie über sechzig Millionen Franken, die zur Erhaltung eines Heeres von 250,000 Mann, für Sinikuren, Beamte und den Hofstaat kaum hinreichen, denn der lehrere verschlingt allein 20 Millionen. Aus dieser durch das ganze Land verbreiteten Geldnoth hat sich die widerwärtigste Heiligkeit der Sitten erzeugt. Nichts scheint in Teheran unerlaubt, noch unmöglich, wenn es sich darum handelt, Geld zu schaffen. Alle Augenblicke ist man dort Zeuge von Ereignissen, die einen europäischen Staat auf lange Zeit in Aufregung versetzen würden, hier aber ohne alles Aufsehen vorübergehen. Wenn z. B. der erhabene „Mittelpunkt der Welt“ findet, daß die Besitzsteuer, Malliat, zu langsam einkommt, so läßt er den Großwesir vor sich führen, ihm den Turban abnehmen und ihn so lange mit nacktem Schädel der Sonnensitze aussetzen, bis er ihm die ungeheure Summe von drei bis vier Tal Rupieen bezahlt hat. Das entzweit indeß die Beiden nicht, und wenn der Wesir dem hitzigen Gehirn fieber entgeht, das im Jahre 1804 dem unglücklichen Su-Kewees nach einer solchen Prozedur bald den Tod gebracht hätte, so tritt er am Tage darauf sein Amt wieder an, als wenn nichts vorgefallen wäre. Der Schah spielt noch anders mit seinen Ministern. In Augenblicken großer Noth versteht er sich dazu, einen in Ungnade gefallenen Minister einem emporkommenden Günstling zu verkaufen. Ich sprach einen Greis, der vor vierzig Jahren eben die Wache in dem Marmorsaale hatte, als ein Sklave Padschi-brahim's dem Vorgänger desselben, Mirsa-Suffen, seinen Gurt um den Hals warf, indem er ihm ankündigte, der Schah hätte ihn seinem Herrn verkauft. Doch dies ist noch nicht Alles. Ein Iman, der ein sehr kluger und verschwiegener Mann war, erzählte mir, irgend ein Schah — er wollte mich nämlich glauben machen, derselbe sey schon todt — hätte befohlen, daß einem armen Teufel um eines kleinen Bergehens willen die Ohren abgeschnitten werden sollten. Als der Henker seinen Damaszener zog, hörte der Schah, wie der Berurtheilte ihm zwei Tomans bot, wenn er ihm ein Ohr

ließe. Als bald rief er den Unglücklichen zu sich und sagte zu ihm: „Ich lasse Dir beide, wenn Du mir vier Tomans giebst.“ Der Handel wurde abgeschlossen, und nur der Henker verlor dabei.

So trüb sind die Quellen des kaiserlichen Reichthums, der die Augen des Fremden blendet und an den Luxus der alten Satrapen erinnert. Wenn man den Eingang des Schlosses, die „Pforte des Glückes“, überschritten hat, kommt man in einen ungeheuren Hof, wo Tag und Nacht die prächtigsten Pferde mit rothgefärbten Mähnen, Schweifen und Beinen völlig aufgezümt stehen. Prächtige mit Porzellan ausgelegte und mit goldfarbenen Balkonen verzierte Thore führen aus diesem Hofe ins Innere des Palastes. Was aber, wenigstens für den Europäer, den schönen Anblick stört, ist ein in der Mitte des Hofes aufgerichteter schwarzer Mast, auf welchem immer der Kopf des zuletzt hingerichteten Rebellen aufgesteckt wird. Ueber märchenhaft ausgeschmückte Terrassen gelangt man in den Thronsaal. Seine Böschung wird von Marmorsäulen getragen; auf dem weißen Grunde der Wände sieht man phantastische Arabesken und goldene Inschriften aus dem Koran; der Fußboden ist mit Kaschemirs belegt, und auf einer Estrade im Hintergrunde des Saales, welche auf grünen Marmorsäulen ruht, stehen andere mit Goldplatten belegte Säulen, die einen Thronhimmel in Form einer Sonne mit vielen kostbaren Steinen halten. Dort thront der Schah, bedeckt mit Perlen und Diamanten, unter denen sich der berühmte Rubi-hur, der Berg des Lichtes, auszeichnet, und der nicht weniger berühmte Derrai-hur, der Licht-Ocean, so daß man den Kaiser nicht ansehen kann, ohne geblendet zu werden. Die prächtigen Trachten der Garben, die perlenbehangenen, gold- und silbergestickten Mäntel und die kostbaren, von Steinen funkelnden Säbel der Chan's und Mirsa's erhöhen den feenhaften Anblick, den die Hofstage in Teheran gewähren.

Seitdem Sultan Mahmud seine europäischen Reformen eingeführt hat, verschwindet diese Prachtliebe mit den übrigen muselmännischen Eigenthümlichkeiten immer mehr und mehr in den türkischen Gegenden des Orients. In Persien dagegen, wo keine Veränderungen stattgefunden haben, erhielten sich die charakteristischen Merkmale eines muhamedanischen Volkes in aller Frische. Das Serail z. B., welches am Bosphorus bald seine Rolle ausgepielt hat, steht in Teheran noch in voller Blüthe. Sie werden nicht zweifeln, daß es mir nicht gelungen ist, es selbst zu besuchen, und als gewissenhafter Geschichtsschreiber müßte ich diesen Punkt gänzlich übergehen, wenn mir nicht die Frau unseres Doktors, die sich überall Zugang zu verschaffen weiß, verlässige Mittheilungen darüber gemacht hätte.

„Das Serail“, erzählt Mad. Labat, „ist ein sehr großer, von dichten Hecken und hohen steinernen Mauern umgebener Garten. Durch denselben führt eine lange Allee von Jasminen, Rosen und Platanen in den Harem, der mit derselben Pracht, nur noch zierlicher, als der Palast des Schah's gebaut ist. Man kann sich vorstellen, wie groß dies Gebäude seyn muß, wenn es von dreihundert Frauen bewohnt wird, von denen jede ihre Sklavinnen hat, ohne der Eunuchen und Pagen zu gedenken. Die Unglücklichen, die sich übrigens nicht dafür zu halten scheinen, verleben ihre Zeit auf folgende Weise: Bei Sonnenaufgang müssen sie angekleidet in Reihe und Glied unter den Platanen des Harems stehen, um den Schah zu begrüßen, der jeden Morgen eine Revue über sie hält und die Sultantin des Tages wählt. Während dieser Zeit halten die Sklavinnen mit ernster Miene die langen mit Perlen durchstochenen Haare der Favoritinnen auf goldenen Schüsseln. Die sehr kurzen Maßregeln ausgenommen, verbringen die Bewohnerinnen des Harems den Tag damit, daß sie sich pudern, baden, Wasen und Wangen schminken oder rauchen.“ Mad. Labat war, vermöge der Gunst, in welcher ihr Gemahl bei dem Schah steht, von den Sultanninnen zu einem außerordentlichen Cham (Souper) eingeladen worden. Unter einem an Trauerweiden besetzten und von Springbrunnen und Blumen umgebenen Zelte saßen die Frauen in Musselin und Seide gekleidet, in einer Hand den Fächer, in der anderen den Fufah oder die Ambrapfeife haltend, als Mad. Labat in den Garten trat. Sogleich eilte die Favoritin auf sie zu und nahm ihr den Schleier ab. Man fragte sie, wie besorgt, nach dem „Zustande ihres Gehirns“, denn dies ist im Persischen der feinste Ausdruck, wenn man sagen will: „Wie befinden Sie sich?“ Nach dem üblichen Austausch von Komplimenten setzte man sich um ein prächtiges indisches Leinentuch, das über den Nasen ausgebreitet war und zugleich als Tisch und Tisch Tuch diente. Darauf stellten die Sklavinnen vor eine jede Tischgenossin einen Stos Tellerchen mit den Gerichten des ersten Ganges, die in gehacktem Fleisch, verschiedenen Salaten und saurer Milch bestanden. Beim zweiten Gange ließen die Sklavinnen Krüge mit Wein aus Schiras herumgehen und streuten Blumen auf das Tafeltuch. Die Sultantin des Tages klatschte in die Hände, und als bald erschienen Tänzerinnen, die hier Alimeb's, das heißt Wissende, genannt werden, aber nicht gerade im besten Sinn. Sie haben ganz die Art und Weise der Bajaderen, tanzen mit der ganzen Leidenschaftlichkeit und Freiheit der Bewegungen und tragen bunte Pantalons, seidene Röschchen bis an die Kniee und Kaschemir-Shawls um die Taillen. Vorn liegt ihr langes Haar in Locken, hinten ist es zu einer von Perlen durchbrochenen Flechte verbunden, die sich wie eine Schlange windet, je nach den Bewegungen der Tanzenden. Der dritte Gang bestand aus Reis und Süßigkeiten. Wie alle Muselmänner, bedienen sich die Perser keiner Gabeln und Gläser, und Mad. Labat mußte mit den Fingern essen und den vergoldeten Holzlöffel gebrauchen, mit welchem sämtliche Sultanninnen der Reihe nach Milch oder Wein aus den Gefäßen geschöpft hatten. Darauf servierte man Thee, Kaffee und elegante Pfeifen, und Mad. Labat wurde der Meinung, daß die schönen Perserinnen nicht weniger gewissenhaft als ihre Männer den Waptspruch ihres Lieblingsdichters Hafis befolgen: Unser Leben ist wie ein

kleines Geldstück; es verliert allen seinen Werth, wenn wir es nicht zu unserem Bergnügen ausgeben.

Einen Umstand hatte Mad. Labat bei ihrer Schilderung verschwiegen, den wir später erfuhren. Das nächtliche Fest endigte mit folgender Katastrophe. Als der Kaffee, der Wein von Schiras und die Ambradüste der Chianen die Sultaninnen aufgeregter hatten, fühlten sie sich von solcher Liebe zu der Frau ihres Doktors ergriffen, daß sie dieselbe zur vollkommenen Schönheit machen wollten und sie baten, sich, wie sie, Wangen und Busen bemalen zu lassen. Man kann sich den Schrecken unserer liebenswürdigen Landsmännin denken; sie schrie laut auf, aber je mehr sie sich sträubte, desto dringender wurden die Odalisken. Schon war die Farbensachtel bei der Hand und der Pinsel gezückt, als ein unbedeutender Zufall unsere Freundin davor rettete, die Halbmonde und Minarets von Teheran in Blau, Roth und Grün auf Stirn, Wangen und Schultern mit nach Hause zu bringen. Wir wünschten ihr Glück, daß sie mit rothen Augenbrauen und gelben Nägeln davongekommen war, denn diese Konzeption mußte sie der Freundschaft der Sultaninnen machen, als Gegengeschenk für die Kaschemir, mit denen sie bei ihrem Abschiede beladen wurde

Italien.

Die Ueberschwemmungen der italiänischen Flüsse.

Seit der großen Ueberschwemmung des Arno am 3. November 1844, die ganz Florenz unter Wasser setzte und so beträchtlichen Schaden anrichtete, beschäftigt man sich in Italien ernstlich mit Erforschung der Quellen dieses Unglücks und mit der Entdeckung von Mitteln, um künftigen Ereignissen dieser Art zuvorzukommen. Die progressiven Veränderungen in dem Laufe fast aller großen Flüsse Italiens und ihr gegenwärtiger Zustand haben in der That schon seit einiger Zeit die Besorgnisse der Männer von Fach und der aufgeklärteren unter den Regierungen des Landes erregt, und die Sache wird von Tag zu Tage dringender und gefährlicher. Die ganze Lombardei wird von den Fluthen des Po bedroht, der sich durch ihr Inneres windet. Bei Ferrara soll das gewöhnliche Niveau des Flusses höher als die Spitze des höchsten Kirchturms dieser Stadt seyn! Mit jedem Frühling vergrößert sich die drohende Gefahr. Die ungeheure Menge Erde, die der Fluß von den Bergen herabschwemmt und während seines Laufs durch die Ebene der Lombardei ansetzt, hat seit Jahrhunderten das Bett des Stroms allmählig erhöht, wogegen sich die Bewohner der Uferländer durch eine verhältnismäßige Eindeichung geschützt haben. Diese beiden Operationen sind so lange gleichzeitig von statten gegangen, bis der mächtige Strom, so zu sagen, in einer künstlichen, über die Oberfläche des Landes erhöhten Wasserleitung durch die reichen Fluren der Lombardei geführt wird.

Es ist nur zu augenscheinlich, daß ein solcher Zustand nicht ewig dauern kann; auch geht kein Jahr vorüber, ohne daß theilweise Deichbrüche, von mehr oder weniger verderblichen Ueberschwemmungen begleitet, den Weiterblickenden die nicht mehr entfernte Periode verkünden, wo man eine große, radikale Umwandlung des Flußsystems bewerkstelligen muß, um die Lombardei vor einer gänzlichen Ueberfluthung zu retten. Wenn man sich gleich im Anfang bemüht hätte, das Flußbett auszuliesen und vom Sande zu reinigen, statt fortwährend neue Dämme aufzuführen, so wäre Alles vielleicht noch gut gegangen; bis jetzt sind aber die verschobenen Pläne, die man zur Abhilfe des Uebels vorgeschlagen, ohne den gewünschten Erfolg geblieben, da sie mit unübersteiglichen Schwierigkeiten verbunden waren. Unterdessen nimmt aber, wie gesagt, die Gefahr fast mit jedem Tage zu, und schnelle Hülfe wird immer dringender.

Noch andere italiänische Flüsse geben ihren Nachbarn Grund zur Besorgnis, obwohl vielleicht in minderem Grade und gewiß mit weniger gewaltiger Kraft als der Po. Es würde zu weit führen, sie alle heranzählen und die zur Abwendung der Gefahr in Vorschlag gebrachten Entwürfe namhaft zu machen, aber die Umstände, die sich auf das Arno-Thal beziehen, sind zu merkwürdig, um nicht eine kurze Darstellung zu verdienen. Von Arezzo am Arno bis Orvieto an der Tiber erstreckt sich, von den Apenninen eingeschlossen, ein niedriges, flaches Thal, genannt Val di Chiana. Die ganze Oberfläche dieses merkwürdigen Thals ist so eben, daß der geringfügigste, durch menschliche Willkür oder die Macht der Elemente herbeigeführte Umstand — ein künstlicher Aufwurf oder eine Ablagerung der von den benachbarten Bergen herabgeschwemmten Erde — genügen würde, seine Gewässer gegen Norden nach dem Arno oder gegen Süden nach der Tiber abzuleiten. Dieser Bezirk hatte einen Ueberfluß an stehendem Wasser; das ganze Thal war ein Sumpf, und nirgends war die Malaria tödlicher als in dem Val di Chiana. Die Ströme, die es durchziehen, ergossen sich zum Theil in den Arno, zum Theil in die Tiber, und es ist merkwürdig genug, daß schon unter der Regierung des Kaisers Tiberius der römische Senat den Befehl erließ, einen Damm in dem Chiana-Thal zu errichten, um die Hauptstadt gegen die Ueberschwemmungen der Tiber zu sichern und die Gewässer des Thals nach dem Arno zurückzuwerfen, worauf die Municipalität von Florenz und die Bewohner des unteren Arno-Thals Deputirte mit der Bitte nach Rom absandten, sie nicht dem gewissen Verderben durch die Ueberschwemmungen preiszugeben, welche die Ausführung eines solchen Plans nach sich ziehen würde.

Wie es scheint, hatten ihre Vorstellungen den gewünschten Erfolg, denn wir haben keinen Grund zu der Annahme, daß man vor den Zeiten der Medicäer den Lauf der Natur in Hinsicht des Val di Chiana zu hemmen suchte. Unter dem letzten Fürsten aus diesem Hause wurden umfassende Werke vorgenommen, um Florenz und das Arno-Thal gegen die öfteren Ueberschwemmungen zu schützen, die von den Gewässern des Val di Chiana herrührten oder wenigstens durch sie verstärkt wurden. Ein ungeheurer Wehrdamm wurde unter der Aufsicht holländischer Ingenieure errichtet, um den Ausfluß der Chiana in den Arno nach Willkür reguliren oder aufhalten zu können. Obgleich es aber keine Spuren giebt, daß man in älteren Zeiten den Lauf der Chiana-Gewässer zu verändern suchte, ist es doch klar, daß große Umwälzungen in dem hydraulischen Zustande dieses Bezirks vorgefallen sind. Wie es scheinen möchte, entsprang die Chiana einst bei Arezzo und ergoß sich in die Tiber; heutzutage fließen die Gewässer des Thals zum größten Theil in den Arno. In den Tagen der römischen Kaiser lief die Straße von Rom nach Florenz, die Via Cassia, durch dieses Val di Chiana, indem sie die Bergtäler der Apenninen vermied, welche die jetzige Straße durchschneidet, und es ist gewiß, daß dieser Weg noch im Jahr 1000 n. Chr. fahrbar war. Es ist daher möglich, daß die Ablagerungen erdarter Stoffe, die die Chiana allmählig in immer größeren Quantitäten in ihrem Bette zurückließ, während der Strom aus demselben Grunde immer träger floß, zuletzt die Passage nach der Tiber ganz versperrten und das Thal der Chiana in einen verpesteten Morast verwandelten. Die Straße, die durch das Thal führte, kam außer Gebrauch, und die Gewässer desselben wurden nach dem Arno zurückgedrängt. Dieser Zustand dauerte bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, wo der berühmte Fossombrone, der erst vor einigen Monaten in seinem neunzigsten Jahre gestorben ist, durch den Großherzog von Toskana zum Gouverneur und Direktor des Val di Chiana ernannt wurde. Im Jahr 1790 gab er ein Werk über diesen Gegenstand heraus, welches eine sehr interessante Darstellung des ehemaligen Zustandes und der successiven Veränderungen der Chiana und des Arno enthält und die Maßregeln auseinandersetzt, die zur Austrocknung und Kultivirung des versumpften Bezirks zu treffen wären. Dieses Unternehmen gelang ihm über alle Hoffnung. Sein Operationsplan bestand in der Kürze aus Folgendem: Er leitete die Gewässer der Chiana in den Arno ab, nachdem er sie eine Zeitlang aufgestaut hatte, um die erdhaltigen Stoffe, von denen sie geschwängert waren, ablagern zu lassen; hierdurch wurde die ganze Oberfläche des Thals erhöht und die Fluthen selbst in das Mittel verwandelt, das von ihnen ruinirte Land zu verbessern. Einige Jahre vor dem Tode Fossombrone's faßte man den Plan (wobei der Großherzog selbst interessirt war), den Anbau des Chiana-Thals dadurch zu befördern, daß man dem Hauptstrom einen größeren Fall und einen schnelleren Lauf zu geben suchte. Zu diesem Zwecke schlug man vor, den großen, unter den Medicäern erbauten Wehrdamm niederzureißen oder ihn wenigstens bedeutend niedriger zu machen. Fossombrone widersetzte sich diesem Verfahren mit großer Wärme, indem er eine baldige Ueberschwemmung der toskanischen Hauptstadt als die unvermeidliche Folge einer solchen Maßregel vorher sagte. Die Frage gab zu hitzigen Debatten Anlaß; die Meinungen der Ingenieure und Sachverständigen waren getheilt — endlich behielten die Ansichten der jüngeren Generation die Oberhand. Man behauptete, der alte Fossombrone sey hinter den Fortschritten der hydraulischen Wissenschaft zurückgeblieben, seine Ideen wären veraltet, und er spiele, wie es bei alten Leuten gewöhnlich, den Unglückspropheeten. Es ward beschlossen, einen Theil des alten Damms niederzureißen, und Fossombrone erklärte, daß er von nun an ein Boot im ersten Stockwerk seines Hauses in dem Borgo Ognisanti zu Florenz bereit halten werde.

Der Tod ersparte dem neunzigjährigen Ingenieur die Nothwendigkeit, sein Boot gebrauchen zu müssen, und verhinderte ihn, seine Prophezeiung erfüllt zu sehen; aber vielen Bewohnern des Borgo Ognisanti, der längs dem Ufer des Flusses liegt, wäre es vorigen November zu statten gekommen, wenn sie seinem Beispiel gefolgt und Böte in ihren Häusern gehabt hätten, denn das Wasser stand in jener Straße von 8—10 Fuß hoch. Unter so bewandten Umständen kann man sich leicht denken, mit welchem Interesse jetzt die verschiedenen Ansichten über diesen wichtigen Gegenstand besprochen werden. Fossombrone's Werk ist von neuem aufgelegt worden, von mehreren Seiten hat man Widerlegungen desselben versucht, und ganz Florenz beschäftigt sich jetzt mit dieser Frage, bei der die Wohlfahrt der Stadt so stark theilhaftig ist.

(F. Q. R.)

Mannigfaltiges.

— Dieser Jünger stirbt nicht. Seit fünf Jahren haben die Jesuiten in den reichen Prairien nächst Buenos-Ayres eine prächtige Kolonie gegründet. Ihre nach einem umfassenden Plane eingerichtete Niederlassung daselbst enthält Bauernhöfe, Schulen und eine großartige Zuchtanstalt von Pferden, Rindern und allerlei anderen Hausthieren. Sie werden von dem Präsidenten Rosas sehr beschützt, und sehr geliebt von den Gauchos oder den Landleuten in der Umgegend von Buenos-Ayres, deren Kinder sie unterrichten und denen sie den Ackerbau nach den besten in Europa üblichen Methoden beibringen. Sie stehen jetzt im Begriff, eine neue Niederlassung in der Provinz Corrientes zu gründen, woselbst ihnen die Argentinische Regierung so eben Ländereien zu diesem Zwecke angewiesen hat.